



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wetz, Wilhelm: Die imperialistische Bewegung in England

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wurde die Regierung durch den Ausbruch des Krieges mit Deutschland überhoben.

In Deutschland wurden, wie im Mittelalter, so bis in unser Jahrhundert hinein Silber- und Goldmünzen neben einander gebraucht, doch herrschte das Silber vor. Je mehr sich die Münzverhältnisse befestigten, desto deutlicher zeigte es sich, daß die vermeintliche Parallelwährung die reine Silberwährung war; das Silber gab allein den Wertmaßstab ab, das Gold bekam ein Aufgeld nach schwankendem Kurs. Gold blieb in gewissen Verhältnissen, z. B. bei den Kollegienhonoraren der Mediziner üblich. Natürlich konnte der Goldforderung auch in Silber genügt werden; zehn Thaler in Gold bedeuteten dann elf Thaler zehn Silbergroschen. Eine Münze aber, deren Wert schwankt, wird von Leuten, die nicht täglich den Kurszettel lesen, nicht gern genommen; dem immer stärker werdenden Goldbedarf ließ sich daher auf der Grundlage der Silberwährung nicht abhelfen. Die im Wiener Münzvertrage beschlossene Handelsmünze kam nicht in Umlauf. Brauchte man Gold für den internationalen Zahlungsausgleich, so war es schwer zu beschaffen, denn die einheimischen Goldmünzen wurden eingeschmolzen oder ins Ausland verkauft. Silbergeld kann man wohl bei Goldwährung im Lande behalten — durch unterwertige Ausprägung, aber dieses Mittel läßt sich natürlich nicht dazu verwenden, Goldmünzen bei Silberwährung festzuhalten,*) da ja Gold zu internationalen Zahlungen dient, unterwertige Münzen aber im Auslande nicht angenommen werden.

(Schluß folgt)



Die imperialistische Bewegung in England

Von Wilhelm Weß in Sießen



er bei längerem Aufenthalt in England das wichtigste Hilfsmittel für die Kenntnis englischer Zustände: Zeitungen, Wochen- und Monatschriften fleißig benutzt, wird bald mit einer gewissen Verwunderung eine Eigentümlichkeit des Sprachgebrauchs wahrnehmen. In zahlreichen Blättern wird der deutsche Kaiser nur The Kaiser, der russische The Tsar genannt, während für den alten Kaiser

*) Nicht um Festhaltung der individuellen Münzen handelt es sich, sondern um Aufrechterhaltung des Goldbestandes, um einen Zustand, wo das ausströmende Gold durch einströmendes ersetzt wird, um eine internationale Zirkulation, bei der dem Lande sein Goldschatz erhalten bleibt.

Wilhelm und für Kaiser Friedrich noch allgemein die Bezeichnung Emperor üblich war. Man fragt sich erstaunt, ob die Engländer, deren Stärke sicherlich nicht in ihren Sprachkenntnissen liegt, auf einmal anfangen hiermit zu prunken, oder ob wachsender historischer Sinn es ihnen verbietet, einen Namen zu gebrauchen, den auch die deutschen Kaiser des Mittelalters und die römischen Cäsaren trugen. Die Lösung des Rätsels ergibt sich, wenn man sieht, daß Hand in Hand damit der Gebrauch von Empire und Imperial in einem ganz beschränkten Sinn geht. The Empire bedeutet für diese Kreise das Weltreich schlechthin, nämlich Großbritannien und seine Kolonien als Einheit gefaßt; Imperial ist alles, was sich auf die Interessen dieses „größern Britanniens“ bezieht. In dieser Spracherscheinung spiegelt sich unser Erachtens die zunehmende Bedeutung wieder, die die imperialistische Bewegung in England in dem letzten Jahrzehnt gewonnen hat. Sie zeigt sich ferner in dem häufigen Gebrauch des Namens Imperial, den sich Institute, Vereine und litterarische Sammelwerke mehr und mehr beizulegen lieben, in den zahlreichen Erörterungen über Imperialism, in denen alle möglichen Imperialists das Wort ergreifen. Weit mehr fällt es ins Gewicht, daß der Imperialismus zu seinen Trägern so gewaltige Männer der That wie Cecil Rhodes zählt, und Leute mit Namen besten Klanges wie Rudyard Kipling und Sir Walter Besant — ich schweige von Heißspornen wie W. G. Henley — die imperialistische Idee mit aller Begeisterung verkünden.

In der folgenden Abhandlung möchte ich einige Eindrücke über diese Bewegung wiedergeben, die sich mir bei meinem letzten Besuche in England aufgedrängt haben. Ich will nicht verhehlen, daß sie manchen bei uns herrschenden Anschauungen zuwiderlaufen, die ich früher selber theilte. Die Zeit war vielleicht deshalb günstig für Beobachtungen, weil der spanisch-amerikanische Krieg kaum beendet war und damals Ereignisse eintraten wie die Einnahme Khartums, die Wahlen in der Kapkolonie, bei denen Cecil Rhodes mit wenigen Stimmen von den Holländern geschlagen wurde, die deutsch-englische Vereinbarung, der Tod Sir George Greys, des bekannten kolonialen Staatsmannes, und schließlich die französisch-englische Verwicklung wegen Fashoda. Die Väter des englischen Imperialismus sind Carlyle und Beaconsfield, die sein Programm entwarfen und ihm seine Ziele wiesen. Weitere Kreise ergriff die Bewegung jedoch erst, als Cecil Rhodes in Südafrika wirkte. In den letzten Jahren und namentlich in dem Jubiläumsjahre begann man dann systematisch darauf hinzuwirken, die englische Politik, statt wie bisher auf eine kleinenglische, auf eine imperialistische Grundlage zu stellen, meist mit dem Hintergedanken, den engen Zusammenschluß der unter britischer Flagge lebenden Engländer mit einer Verbrüderung der angelsächsischen Rasse, der Engländer und Amerikaner, zu krönen, die dann der Welt ihre Gesetze diktieren könnten.

* * *

I. Carlyle

Von Carlyle kommt hier vor allem sein Grundsatz in Betracht, daß das höher zivilisierte und mächtigere Volk das Recht habe, ein schwächeres zu verdrängen, und daß es selbst die Pflicht eines Landes sei, seinen Söhnen, die im Inlande nicht Brot und Arbeit fänden, nötigenfalls mit Gewalt in fremden Erdteilen Raum zu schaffen, wo sie ihre Kräfte bethätigen könnten. „Überall — sagt er im *Chartism**) (1843) — sehen wir Eroberung, die bloß Unrecht und Gewalt scheint, sich als ein Recht unter den Menschen geltend machen. Prüfen wir jedoch, so finden wir, daß in dieser Welt keine Eroberung dauernd werden konnte, die sich nicht daneben als wohlthätig für die Besiegten wie für die Eroberer erwies. Die Römer unterwarfen die Welt und hielten sie unterworfen, weil sie am besten die Welt regieren konnten. So waren auch die Engländer vor achthundert Jahren uneinig, und mit Harolds Tod schwand die letzte Möglichkeit, das Land gut zu regieren; eine neue Klasse starker normannischer Adlicher mit einem starken Mann, mit einer Reihe starker Männer an der Spitze, und nicht uneinig, sondern durch manche Bande verbunden, waren imstande, es zu regieren, und regierten es, wie wir annehmen dürfen, ziemlich erträglich, oder sie würden nicht dort geblieben sein. Sie handelten, ohne sich eines solchen Amtes bewußt zu sein, als eine ungeheure, freiwillige, überall vertretene, zum Handeln bereite Polizeigewalt. Es ist ein erfreulicher Gedanke, daß Macht und Recht, die anfangs oft so schrecklich voneinander abweichen, am Ende doch ein und dasselbe sind. Eroberung durch bloße Gewalt und Zwang hat keine Dauer. Sie muß wohlthätig sein, oder sie wird abgeschüttelt. Der starke Mann ist, genau betrachtet, der weise Mann, der mit Methode, Treue und Tapferkeit begabt ist und zu verwalten, zu leiten und zu herrschen versteht.“

Carlyle wendet sich höhnisch gegen Thierry, der das Schicksal der unter dem Eroberer dahingefunkenen Sachsen pathetisch beklagte und in sein Mitleid auch die Walliser, überhaupt die Kelten einschloß, die eine stärkere Rasse in die gebirgigen Winkel des Westens verscheucht hatte. Es ist wahr, sagt Carlyle, daß diese ohne Erfolg kämpfenden Männer edle Thaten vollführten und heroische Leiden ertrugen, denen eine Thräne gebührt; es ist auch passend und recht, daß jemand aufsteht, der dieser verlorenen Sache ebenfalls Geltung zu verschaffen sucht. „Sehr recht — und doch, wenn wir die Dinge nach diesem großen Maßstabe beurteilen, was können wir sehen, als daß die Sache, die den Göttern gefallen hat, am Ende auch Cato gefallen muß? Cato kann es nicht ändern, und Cato wird finden, daß er im Grunde nicht wünschen kann, es zu ändern. Macht und Recht unterscheiden sich sehr von einer Stunde zur andern; aber wenn man ihnen Sahrhunderte giebt, um sich zu erproben,

*) Chapter V. Rights and Might.

wird man sie identisch finden. Wessen Land war das britische? Gottes, der es geschaffen hat, sein und keines andern war und ist es. Welche von Gottes Geschöpfen hatten das Recht, darin zu leben? Die Wölfe etwa und Auerochsen? Sicherlich; bis einer sich mit einem bessern Recht zeigte. Der Kelte kam an und gab ein besseres Recht vor; und demgemäß suchte er dasselbe, nicht ohne Schmerz für die Auerochsen, zu beweisen. Er hatte ein besseres Recht zu diesem Stück von Gottes Land — nämlich eine bessere Macht, es nutzbar zu machen —, wenigstens eine Macht, sich dort anzusiedeln und zu versuchen, welchen Nutzen er daraus ziehen könnte. Die Auerochsen verschwanden; die Kelten ergriffen Besitz vom Boden und pflügten ihn. Sollte das für immer sein? Ach, für immer ist keine Kategorie, die sich in dieser zeitlichen Welt behaupten kann. Kein Eigentum ist ewig außer dem Gottes, des Schöpfers; wem der Himmel erlaubt, Besitz zu ergreifen, der hat auch das Recht. Des Himmels Bestätigung ist eine solche Erlaubnis — solange sie dauert; weiter läßt sich nichts sagen. Warum wächst der Pflanz dort in der Mauerritze? Weil das ganze, anderweitig genug in Anspruch genommene Weltall bisher nicht verhindern konnte, daß er wuchs! Es hat die Macht und das Recht. Nach demselben großen Gesetze werden römische Reiche errichtet, verbreiten sich christliche Religionen und herrschen alle bestehenden Mächte. Das starke Ding ist das gerechte Ding; das wirst du überall in unsrer Welt finden.“

Alle durch Übervölkerung und Arbeitslosigkeit hervorgerufenen Mißstände, glaubt Carlyle, ließen sich durch gut geregelte Auswanderung beseitigen, wie überhaupt die Arbeit organisiert werden müßte. „Übervölkerung? Und doch, wenn dieser schmale westliche Rand Europas übervöllert ist, ruft nicht gleichsam überall sonst eine ganze leere Erde uns zu: Kommt und pflügt mich, kommt und erntet mich! Kann es ein Unglück sein, daß auf einer Erde wie der unsern neue Menschen sind? Als Handelswaren, als Arbeitsmaschinen betrachtet, giebt es in Birmingham oder außerhalb eine Maschine von solchem Wert? Gütiger Himmel, ein weißer Europäer, auf seinen zwei Füßen stehend, mit seinen zwei fünffingrigen Händen an seinen Armen und seinem wunderbaren Kopf auf seinen Schultern ist etwas Beträchtliches wert, möchte man sagen. Der dumme schwarze Afrikaner erzielt einen Preis auf dem Marke, desgleichen das dümmere vierfüßige Pferd — nur wir haben noch nicht die Kunst gelernt, unsern weißen Europäer zu verwenden.“

Er weist dann auf die weiten, dünn oder nicht bevölkerten Strecken im Innern Afrikas, im Herzen Asiens, in Spanien, Griechenland, in der Arim und in der Türkei hin, die zur Besiedlung einladen, und ruft dann aus: „Ach, wo sind jetzt die Hengiste und Mariche unsers noch immer glühenden und sich ausdehnenden Europas, die, wenn ihre Heimat zu eng geworden ist, diese überflüssigen Massen unbezwingbarer lebender Tapferkeit anwerben und wie Feuerfäulen vorwärtsführen; ausgerüstet nicht mit der Streitart und dem Kriegs-

wagen, sondern mit der Dampfmaschine und der Pflugchar? Wo sind sie? — Sie hegen ihr Wild!“

Zweierlei fordert Carlyle in „Vergangenheit und Gegenwart“ (Past and Present, 1843) vor allem von der Regierung, den allgemeinen Schulunterricht — wie man sich erinnern wird, hat England diesen erst seit 1870 — und die staatliche Organisation der Auswanderung. Jeder Arbeitswillige fände Raum in den Kolonien, und diese wieder würden die besten Abnehmer der Waren des Mutterlandes sein. Carlyle träumt von einer großen, innig verbundenen Gemeinschaft, die sich so entwickeln werde. „Mykale war das Pan-Sonion, das Stelldichein aller Stämme des Ion für das alte Griechenland: warum sollte nicht London auf lange das Allsachsenheim, das Stelldichein aller »Kinder des Harzfelsens« bleiben, die in erlesenen Exemplaren von den Antipoden und sonst woher, mit Dampfschiffen oder anderswie zur »Saison« hierherkommen! — Welch eine Zukunft! weit wie die Welt, wenn wir nur das Herz und den Heroismus dafür haben — was, mit Gottes Segen, wir haben werden.“

2. Beaconsfield. Seeley

Der Appell, den Carlyle an England richtete, fand zunächst kein Echo. Es scheint uns für die mittlern Jahrzehnte unsers Jahrhunderts charakteristisch, daß man bei der Beurteilung aller Fragen den ökonomischen Standpunkt in den Vordergrund drängt, den nationalen, ethischen und sozialen dagegen zurücktreten läßt. Sobald man die Beziehungen der Menschen zu einander bloß soweit in Betracht zog, als sie sich in Geld ausdrücken lassen, mußte die Frage nach dem Werte von Kolonien lauten, ob England von ihnen unmittelbaren Vorteil habe oder nicht. Häufig wurde dies verneint und vielfach ziemlich offen ausgesprochen, daß es für beide Teile das Vorteilhafteste sei, wenn sie sich von einander trennten. Kolonien, hatte Turgot gesagt, sind wie Früchte an einem Baume; sobald sie reif sind, fallen sie ab. Und dieser Satz, den das Beispiel Nordamerikas zu bestätigen schien, wurde beinahe als Dogma hingenommen. Das Aufblühen einer Kolonie galt als ein Vorzeichen ihrer baldigen Trennung, und mit möglichst guter Fassung suchte man diese unerfreuliche Thatsache hinzunehmen. In Kanada arbeitete man offen auf die Unabhängigkeit der Kolonie hin und konnte sich dabei darauf berufen, daß man auf demselben Boden stehe wie die Minister der Krone.

Die britischen Truppen wurden aus Australien, Kanada und der Kapkolonie zurückgezogen, und in dem unruhigen Neuseeland waren hierdurch die britischen Ansiedler beinahe schutzlos den Eingebornen überliefert. Earl Granville gab sogar (1869) den Behörden in Wellington den Rat, die Oberhoheit eines Maorihäuptlings anzuerkennen. In einer mir vorliegenden Schrift*)

*) C. de Thierry, Imperialism. 1898.

finde ich einige Stellen aus der Times des Jahres 1870, wo Gladstone am Ruder war, zitiert. Das ministerielle Blatt brachte die Zuschrift eines frühern Gouverneurs von Kanada, der erklärte, daß er jetzt gegen seine frühere Ansicht in diesem besondern Falle und unter den veränderten Umständen dafür sei, daß beide Parteien auseinander gingen. Im Anschluß daran empfahl die Times, daß sich Britisch-Kolumbia den Vereinigten Staaten statt der Herrschaft Kanada anschlosse. Ihr zufolge konnte England nur in derselben Weise das Mutterland Australiens heißen, wie Schleswig-Holstein das Mutterland Englands sei. Wenn, so hieß es weiter in der Times, die jetzt befolgte Politik auf die Lösung der Verbindung zwischen Kolonien und Mutterland hinweist, so wäre es gut, daß man dieses Ziel voraussähe und sich darauf gefaßt machte, sodaß es nicht zuletzt überstürzt und in einem unfreundlichen Geiste bewirkt würde. Natürlich rief diese Haltung des Kabinetts überall große Beunruhigung hervor, und die Zeichen mehrten sich, daß wenigstens Kanada und Neuseeland ihre Unabhängigkeit erklären würden. Jedoch gab sich die öffentliche Meinung so unzweideutig zu erkennen, daß auf dieser Bahn nicht weiter geschritten wurde. Als Granville Minister des Auswärtigen wurde, atmete der Spectator, ein liberales, aber kolonialfreundliches Blatt auf, daß er das Kolonialamt verließ, „ehe eine Kolonie unversehens ihre Unabhängigkeit und ihre unauslöschliche Feindschaft gegen Großbritannien erklärte. Es war wahrlich sehr nahe daran. . . Das englische Volk bezahlt nicht seine Steuern, damit sein Land eine Macht dritten Ranges werde.“ Wie weit die von Granville und Gladstone vertretenen Ansichten verbreitet waren, erkennt man am besten an dem Ernst und der Gründlichkeit, mit der Seeley in seinem berühmten Buche „Die Ausdehnung Englands“ (The Expansion of England, 1883) sie erörtert und bekämpft.

Beaconsfield, den sich die Engländer mehr und mehr gewöhnen als ihren größten Staatsmann in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts anzusehen, hat, als er zur Regierung kam, sofort die Zerstücklungspolitik seiner Vorgänger zum Stehen gebracht. Vieles ist ihm zufolge versäumt worden, was schwer wieder gut zu machen wäre. „Als die Selbstverwaltung gewährt wurde, sagt er einmal, hätte sie als ein Teil einer großen Politik der Reichsconsolidierung zugestanden werden sollen. Sie hätte begleitet sein müssen von einem Reichszolltarif . . . und von einem Militärgesetz, das genau die Mittel und Beitragsanteile zu bestimmen gehabt hätte, durch die die Kolonien verteidigt worden wären und nötigenfalls England von den Kolonien hätte Hilfe fordern können. Sie hätte ferner begleitet sein müssen von der Errichtung einer repräsentativen Versammlung in der Hauptstadt, die die Kolonien in dauernde und ununterbrochne Beziehungen mit der heimischen Regierung gebracht hätte.“ Man hat Disraeli vorgeworfen, daß sein Imperialismus hauptsächlich europäisch und asiatisch gewesen sei, während der neuere Im-

perialismus daneben noch amerikanisch, afrikanisch und australisch sei. Allein man vergißt, daß in keinem andern Lande außer Indien damals etwas geschehen konnte. Die Ausrufung der Königin zur Kaiserin von Indien, die Beorderung indischer Truppen nach Europa und der Gewinn Cyperns, einer so wichtigen Station auf dem Wege nach Indien, wurden in den Kolonien weit mehr als im Mutterlande gewürdigt und erweckten dort wieder das Gefühl, daß man ihnen und auch ihren Gefühlen Rechnung trage. Wenigstens hat Disraeli immer das Vertrauen und die Sympathien der Kolonien besessen, und sein Hingang wurde dort besonders lebhaft beklagt. Nicht zu unterschätzen ist es auch wohl, daß er die Königin mehr zum Hervortreten bewog und statt der wechselnden Parlamentsmehrheiten und der von ihnen gelieferten Minister sie als den sichtbaren Mittelpunkt des Reiches hinstellte. Daß die Königin in dem weiten Reiche, über das sie gebietet, erheblich mehr bedeutet, als wir Festländer anzunehmen geneigt sind, und daß die ihr gewidmete Liebe und Verehrung auch dem Reichsgedanken sehr zu gute kommt, zeigte sich bei der fünfzigjährigen und mehr noch bei der sechzigjährigen Feier ihres Regierungsantritts.

Als wissenschaftlicher Vertreter des britischen Reichsgedankens verdient besonders der Historiker Seeley, uns Deutschen durch sein Buch über Steinwert, genannt zu werden.*) Im Jahre 1883, zwei Jahre nach Beaconsfields Tode, veröffentlichte er seine in Cambridge gehaltenen Vorlesungen über die Ausdehnung Englands (*The Expansion of England*). Er untersucht hier sehr gründlich die Geschichte und Zukunft des britischen Imperiums. Nach ihm muß zwischen Indien, das durch Nationalität, Sprache und Religion von England getrennt ist, und den andern Kolonien unterschieden werden, die im wesentlichen durch Gemeinsamkeit des Blutes, der Religion und der Interessen mit dem Mutterlande verbunden sind. Auf diesen, nicht auf dem Besitz Indiens beruht nach Seeley die Zukunft des britischen Reiches. Grundlos scheint ihm die Befürchtung, daß es in der Natur der Dinge liege, daß sich das Mutterland und die Kolonien mit zunehmender Entwicklung dieser immer mehr von einander entfernen müßten, und daß darum auch der Verlust der englischen Kolonien bevorstehe. Das Beispiel Nordamerikas hält er nicht für einen Beweis. Denn einmal herrscht jetzt nicht mehr das alte Kolonialsystem, das bloß auf Handelsvorteile für das Mutterland bedacht war, und dann lagen in Nordamerika von Haus aus die Dinge weniger günstig. Um ihres Glaubens willen hatten die Auswanderer England verlassen und sahen darum von Anfang an mit weniger freundlichen Gefühlen auf England zurück, als die meisten derer, die

*) Da eine Beschränkung auf wenige Männer nötig war, die eine bestimmte Seite der imperialistischen Bewegung gut veranschaulichen, können wir hier nur Sir Charles Dilke (*Greater Britain* und *Problems of Greater Britain*) und Froude (*Oceana*) flüchtig erwähnen.

heute aus England nach Kanada, Australien oder dem Kaplande gehen. Vermöge der großen technischen Fortschritte unsrer Zeit, der Raschheit der Verbindung nach allen Teilen der Welt sei es heute möglich, daß weitaußgedehnte Reiche doch eine Einheit darstellten, und der Gedanke an eine parlamentarische Vertretung der Kolonien, der Burke wegen der äußern Schwierigkeiten der Sache lächerlich erschienen sei, sei heute nicht mehr lächerlich. Das Problem, an dessen Lösbarkeit man in England verzweifle, sei thatsächlich anderswo gelöst worden.

Die Vereinigten Staaten, sagt Seeley, haben gezeigt, wie ein Staat einen fortwährenden Auswanderungsstrom aussenden kann, wie von einem besiedelten Streifen am Atlantischen Ozean ein ganzer Kontinent bis zum Stillen Ozean bevölkert werden und doch nie der Zweifel entstehen kann, ob diese entfernten Ansiedlungen nicht bald ihre Unabhängigkeit beanspruchen, oder ob sie es sich gefallen lassen werden, zum Vorteil des Ganzen besteuert zu werden. Der Fehler liegt darin, daß man unter England nur Großbritannien mit seiner Bevölkerung von etlichen dreißig Millionen versteht. Man darf in den Kolonien nicht Besitzungen, sondern muß in ihnen Teile Englands sehen und mit dieser Ansicht Ernst machen. „Wir müssen aufhören zu denken, daß Auswanderer, wenn sie in die Kolonien gehen, England verlassen oder für England verloren sind. Wir müssen aufhören zu denken, daß die Geschichte Englands die Geschichte des Parlaments ist, das in Westminster tagt, und daß Angelegenheiten, die dort nicht erörtert werden, nicht zur englischen Geschichte gehören können. Wenn wir uns gewöhnt haben, das ganze Imperium zusammen zu betrachten und alles England zu nennen, werden wir sehen, daß hier ebenfalls Vereinigte Staaten sind. Hier ist ebenfalls ein großes gleichartiges Volk, eins in Blut, Sprache, Religion und Gesetzen, aber über einen grenzenlosen Raum verstreut. Allerdings hat es, wenn es auch durch starke moralische Bande zusammengehalten wird, nichts, was eine Verfassung genannt werden kann, kein System, das fähig scheint, einem harten Anprall zu widerstehen. Wenn man aber geneigt ist, zu zweifeln, ob ein System erdacht werden kann, fähig, so weit von einander entfernte Gemeinschaften zusammenzuhalten, dann ist es Zeit, sich an die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika zu erinnern.“

Was so als möglich nachgewiesen wird, ist nach Seeley auf der andern Seite von dringender Wichtigkeit. „Denn dieselben Erfindungen, die ausgedehnte politische Vereinigungen möglich machen, wirken dahin, daß Staaten von den alten Größenverhältnissen unsicher, bedeutungslos und solche zweiten Ranges werden. Halten die Vereinigten Staaten und Rußland noch fünfzig Jahre zusammen, so werden am Ende dieser Zeit solche alten europäischen Staaten wie Frankreich und Deutschland ganz zwerghaft erscheinen und in die zweite Klasse hinabsinken. Dasselbe wird mit England geschehen, wenn

England am Ende dieser Zeit noch immer sich einfach als einen europäischen Staat denkt."

Den Lobrednern kleiner Staaten, die auf die glänzenden Tage von Athen und Florenz hinweisen, hält Seeley entgegen, es sei etwas ganz Verschiedenes: ein kleiner Staat inmitten kleiner Staaten oder ein kleiner Staat inmitten großer Staaten zu sein. Athen und Florenz brachen sofort zusammen, als große, festgefügte Landstaaten in ihrer Nachbarschaft emporwuchsen. Schon jetzt lastet Rußland etwas schwer auf Mitteleuropa, und was wird dann geschehen, wenn es in fünfzig Jahren die doppelte Bevölkerung hat, sein Eisenbahnnetz ausgedehnt ist und es in Intelligenz und Organisation den westeuropäischen Staaten nahekommt? In jener Zeit werden Rußland und die Vereinigten Staaten die heute groß genannten Staaten an Macht ebenso sehr übertreffen, als die großen Staaten des sechzehnten Jahrhunderts Florenz übertrafen. „Ist dies nicht eine ernste Erwägung und zwar ganz besonders für einen Staat wie England, das im gegenwärtigen Augenblick in seiner Hand die Wahl zwischen zwei Richtungen des Handelns hat, von denen die eine es in jener künftigen Zeit auf dieselbe Höhe mit den größten jener großen Staaten der Zukunft bringen kann, während die andre es auf das Niveau einer reineuropäischen Macht herunterbringen wird, die, wie jetzt Spanien, auf die großen Tage zurückblickt, wo es den Anspruch erhob, ein Weltstaat zu sein.“ Im übrigen sieht Seeley hoffnungsvoll in die Zukunft. Denn das Reich, auf das er hofft, wird, wenn auch seine Teile über den ganzen Globus zerstreut sind, wegen der Gleichartigkeit der Bevölkerung im Innern weit gefestigter und dauerhafter sein als Rußland mit seinen zahllosen Stämmen, die sich in Sprache, Religion und Gesetzen von einander unterscheiden.

(Fortsetzung folgt)



Moritz Busch und Fürst Bismarck



ei dem Verleger dieser Blätter wird in wenig Wochen eine Ausgabe des deutschen Originals erscheinen, das dem bei Macmillan erschienenen Werke von Moritz Busch: *Bismarck, some secret pages of his life* (der geschmacklose Titel stammt nicht von Dr. Busch, sondern von den Engländern) zur Grundlage gedient hat. Der ungeheure Lärm, den die Übersetzung einer Anzahl mit böser Absicht daraus herausgerissener Stellen in dem deutschen Blätterwald erregt hatte, ist augenblicklich verraucht; ein andres Buch ist in den Vordergrund des allgemeinen